

## **„My müsli, my days, my god“**

(G+ am 22.10.2017 in Oberkaufungen)

My müsli. „Bitte schön, hier ist es, zusammengestellt nach Ihren Wünschen. Guten Appetit!“ My days. „Hier ist es, das individuell zusammengestellte Verwöhnwochenende. Lassen Sie es sich gut gehen!“ My god. „Tut mir leid. Ich kann nicht liefern!“

Ja, bei „my god“ funktioniert es nicht. Eine schöne Idee für das Anspiel, die Du, Anja, da hattest! Das Müsli können wir uns zusammenstellen – ganz wie wir wollen. Ein Wochenende können wir gestalten – ganz nach unseren Vorstellungen. Aber uns Gott zusammenbasteln – das geht nicht. Da muss der Lieferservice – in diesem Fall der Pfarrer – sagen: „Nicht möglich. Ich kann nicht liefern!“

Aber stimmt das? Ist das so? Oder machen nicht wir Menschen uns doch immer wieder ein Bild von Gott zurecht, eine Vorstellung, wie wir ihn haben wollen? Man spricht ja heute nicht umsonst von der Patchwork-Religiosität: man mischt sich seinen Glauben zurecht. Ein bisschen Christentum, ein bisschen Buddhismus, ein bisschen Esoterik ...

Und ist nicht etwas dran an dem, was einmal ein Manager – zu mir sagte: „Unsere Bilder von Gott sind doch alle selbstgemacht, Projektionen. Produkte unserer Ängste, Hoffnungen, Sehnsüchte. Produkte unserer Erziehung, unserer Prägung.“ Wir übertragen etwas auf Gott, das in Wirklichkeit ganz viel mit uns selbst zu tun hat.

Ja, da ist etwas dran. Ich denke an einen Pfarrer, der ein trockener Alkoholiker ist. Als er noch so richtig in der Sucht war und heimlich trank, da predigte er nur noch vom Gott der Liebe. Er selbst brauchte diesen Gott der Liebe. Einen anderen Gott hätte er nicht ertragen. Er brauchte einen Gott, der

ihm nicht querkam. Einen Gott, der ihm nicht sagte: „Hör auf zu trinken. Dein Leben geht den Bach herunter. So geht es nicht weiter. Lass Dir helfen.“

Oder ich denke an eine Frau, die das Vaterunser nicht beten kann. Sie sagt: „Ich hatte einen so schlimmen Vater. Gott als Vater – das geht gar nicht. Mit so einem Gott will ich nichts zu tun haben!“ In gewisser Weise geht es auch hier um eine Projektion. Da überträgt ein Mensch seine schlimmen Vorerfahrungen auf Gott – und will mit Gott nichts zu tun haben.

Das Gespräch mit dem Manager entwickelte sich seinerzeit übrigens zu einem kleinen Streitgespräch. Ich habe ihm gesagt: „Sie haben recht und zugleich unrecht. Ja, unsere Vorstellungen von Gott sind oft Projektionen. Ja, sie haben es oft mit uns selbst zu tun. Ich erlebe Gott aber so ganz anders als ich ihn mir – von mir aus - wünsche. Der Gott, der immer wieder in mein Leben tritt, der ist anders. Der kommt mir oft quer, der hinterfragt mich, der fordert mich heraus.“ Damit konnte dieser Manager nichts anfangen. Er war viel zu sehr gefangen in seiner Vorstellung, dass Gott allein ein Produkt unserer Projektionen ist.

Ich hätte ihm das alles gerne noch ein wenig genauer erzählt. Ich hätte ihm gerne erzählt, wie „my god“ aussähe - der Gott, den ich mir zurechtmachte. Es wäre ein Gott, der mich behütet vor allem Schweren. Es wäre ein Gott, der verhindert, dass ich schwer krank werde oder im Leben scheitere. Es wäre ein Gott, der mich beschenkt: mit Kindern, bei denen alles glattgeht, mit einer Partnerin, mit der ich nur Schönes und Lustvolles erlebe, mit Erfolg in meinem Beruf. Es wäre ein Gott, der mich immer ganz fest im Glauben stehen lässt – und der sich mir zeigt, wenn ich zweifle. Es wäre ein Gott, der mich bestätigt, der mir sagt: „Bleib so wie du bist. Du machst das alles gut. Und wenn du es einmal nicht gut machst, dann bügele ich das für dich aus und bringe alles wieder in Ordnung.“

So erfahre ich Gott nicht – und ich setze ein ganz deutliches „Gott sei Dank“ dahinter! Es hat einmal ein bedeutender Theologe gesagt: "Gott sei Dank gibt es nicht, was 60 bis 80 Prozent der Zeitgenossen sich unter Gott vorstellen." Ich ergänze: Gott sei Dank ist Gott nicht ein Produkt unserer Gedanken und Gefühle. Gott sei Dank ist Gott ein lebendiges Gegenüber, das uns entgegentritt und uns hinterfragt, das uns herausfordert und verändert. Und das immer größer und anders ist als unsere Bilder und Vorstellungen von ihm. Gott ist der Freie und Unverfügbare. Er lässt sich nicht domestizieren. Ein Tier können wir vielleicht zähmen, domestizieren, zu unserem Haustier machen. Gott macht das hingegen nicht mit. Und das ist gut so!

Ich gehe noch einmal einen Schritt zurück. Wir leben in einer zutiefst individualistisch ausgerichteten Gesellschaft. Man stellt sich die Dinge so zusammen, wie man sie gerne haben möchte. Ich sehe das kritisch. Ich will da aber auch nicht falsch verstanden werden. Ich unterscheide zwischen individuell und individualistisch.

Gott nimmt unsere Individualität ernst. Wir sind ja unterschiedliche Menschen. Um uns zu erreichen, lässt er sich auf uns ein, auf unsere Individualität. Er begegnet uns individuell.

Ein Bauchmensch wird Gott anders erfahren als ein Kopfmensch. Ein Mensch, der eher kreativ ausgerichtet ist, wird Gott anders erfahren als ein Mensch, der gerne Sachen durchdenkt und dann in Worte fasst. Das ist ja gerade das Besondere des biblischen Gottes: dass er uns ernst nimmt in unserer Individualität. Dass er uns nicht alle über einen Kamm schert, dass er nicht von uns verlangt, wir müssten irgendeiner Norm entsprechen, die für alle gilt. Vielmehr tritt er in unser Leben – so wie es ist. Bei diesem Gott dürfen wir die sein, die wir sind – in unserer ganzen Unterschiedlichkeit, eben Individuen.

Individualistisch ist etwas anderes. Da gehe ich nur noch von mir selbst aus. Da kreise ich um mich selbst. Da lasse ich nur noch an mich heran, was meinen Bedürfnissen und Wünschen entspricht. Ich bin der Maßstab der Welt. Ich richte mich nach niemand sonst. Ich lasse auch nicht wirklich an mich heran, was andere denken oder erlebt haben. Ich sage da einfach: „Na ja, Du siehst das eben so. Ich sehe es anders.“

Wer individualistisch denkt, dem fällt es schwer, sich in einer Gemeinschaft festzumachen und sich dort verbindlich einzubringen. Wer individualistisch empfindet, dem fällt es auch schwer, sich auf den Gottesdienst einzulassen, auf eine gemeinsame Form. Er fragt immer nur: Was bringt es mir? Und nicht: Was bringt es der Gemeinschaft, wenn ich mit dabei bin?

Wer individualistisch geprägt ist, dem fällt es schwer, sich mit Gotteserfahrungen anderer Menschen auseinanderzusetzen und sich von ihnen herausfordern zu lassen. Etwa auch von den Gotteserfahrungen, von denen in der Bibel die Rede ist.

Die Frage ist: Wie kommen wir, was unser Gottesbild angeht, heraus aus der Individualismus-Falle? Wie kommen wir heraus aus der Falle, nur von uns selbst auszugehen und uns unseren eigenen Gott zurechtzumachen?

Die Antwort klingt schon an. Indem wir den lebendigen Gott an uns heranlassen. Indem wir uns herausfordern lassen von Erfahrungen, die andere mit Gott gemacht haben. Indem wir bereit sind, uns von Gott überraschen zu lassen – von dem Gott, der so ganz anders ist als wir ihn uns vorstellen.

Im Neuen Testament wird von einer Frau erzählt, die von Gott überrascht wird. Es war eine Frau aus Samarien. Im Johannes-Evangelium wird von ihr im vierten Kapitel erzählt.

Das Ganze spielt sich in der glühenden Mittagshitze ab. Die Frau geht heraus aus der Stadt zu einem Brunnen. Sie will

Wasser holen. Sie will niemand begegnen, darum geht sie zu einer Zeit los, in der normalerweise niemand gerne unterwegs ist. Zu ihrer Überraschung trifft sie am Brunnen auf einen Mann. Es ist Jesus. Sie kennt ihn nicht. Sie hat noch nichts von ihm gehört.

Ein Mann sprach normalerweise damals nicht so einfach eine fremde Frau an. Und schon gar nicht ein Jude eine Samariterin. Doch Jesus bittet die Frau, ihm zu trinken zu geben. Die Frau ist überrascht. Es entwickelt sich ein Gespräch.

Im Laufe dieses Gesprächs kommt es zu folgender Szene (V. 16-18): „Jesus spricht zu ihr: Geh hin, ruf deinen Mann und komm wieder her! Die Frau antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht geantwortet: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann; das hast du recht gesagt.“

Die Frau ist erstaunt. Woher weiß dieser Fremde das? Da ist einer, der spricht sie an auf den wunden Punkt ihres Lebens. Immer ist sie auf der Suche gewesen. Nie wurde sie fündig. Lag's an den Männern oder lag's an ihr: Es hatte nie so wirklich geklappt.

Ob dieser Fremde ein Prophet ist – also einer, der Dinge weiß, die normalerweise eher verborgen sind? Ja, so muss es sein. Und so fängt sie an, etwas Frommes zu sagen, weil sie meint, das könnte jetzt dran sein. Sie sagt etwas, das zur Glaubenstradition passt, in der sie groß geworden ist. Zu dieser Tradition gehört der Glaube, dass einmal der Messias kommen werde, der von Gott gesandte Retter. Und das sagt sie auch. Und Jesus antwortet (V. 26): „Ich bin's, der mit dir redet.“

Ich, der Fremde, der dich um Wasser gebeten hat, und der

die wunde Stelle in deinem Leben angesprochen hat – ich bin der, den Gott sendet. Ich bin der, in dem Gott zu Euch kommt – und auch zu Dir.

Da lässt die Frau ihren Wasserkrug stehen – der ist jetzt nicht mehr wichtig. Sie eilt in die Stadt. Sie, die den Menschen aus dem Weg gehen wollte, geht jetzt zu ihnen und sagt zu ihnen (V. 29): „Kommt, seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe, ob er nicht der Christus sei!“

Was ist da passiert? Da ist ein Mensch überrascht worden. Und herausgefordert. Von Gott. Dieser Mensch, diese Frau, hatte ein ganz bestimmtes Gottesbild. Es war geprägt von der Tradition. Individualistisch war es nicht, noch nicht einmal sehr individuell. Sie glaubte einfach irgendwie das, was alle glaubten – ohne sich darüber groß Gedanken zu machen. Sehr tief ging das alles wahrscheinlich nicht.

Und dann tritt ihr Gott in den Weg. In Jesus. Ganz überraschend. Und ganz anders. Ganz anders als sie sich das jemals hätte vorstellen können. Ganz anders als es ihrem Gottesbild entsprach. In Gestalt eines durstigen jüdischen Mannes, der sie um Wasser bittet. Und der spricht sie an – auf ihr Leben, so wie es ist. Auf den wunden Punkt in ihrem Leben. Aber er verurteilt sie nicht, sondern er sagt: „Ich bin's.“ Ich bin's, auf den die Menschen warten. Ich bin's, auf den vielleicht auch Du wartest, möglicherweise ohne es zu wissen. Ich bin's, der Dich herausfordert zu einem anderen Leben, zu einem Leben, in dem das Verletzte und Verwundete heil werden kann.

So etwas kann man sich nicht selbst zusammenstellen – so nach dem Motto „My müsli, my days, my god.“ Gott selbst ist die Korrektur unserer selbstgemachten Gottesbilder, unserer Projektionen. Alles, was wir machen können, ist, uns zu stellen. Nicht wegzulaufen, nicht zuzumachen, sondern ihn an

uns heranlassen, wenn er uns überraschend begegnet. Wenn er uns so ganz anders begegnet. Wenn er uns herausfordert, unser Leben neu zu verstehen.

Manchmal habe ich es mit Menschen zu tun, die ganz genau zu wissen glauben, wie Gott ist und was er will. Und die meinen, andere müssten das auch so sehen wie sie. Mich macht das traurig. Das ist so eng. Da wird es auch für andere eng. Da wird versucht, den großen Gott klein zu machen, menschlich angepasst. Und wer anders denkt, dem wird der rechte Glaube abgesprochen.

Das ist nicht der Gott, mit dem ich es immer wieder zu tun bekomme. Aber wenn es eine Sache der Wahl wäre – wie Gott ist – das ist es ja nicht, es ist ja keine Sache der Wahl ... Aber wenn es eine Sache der Wahl wäre, dann wüsste ich, wen ich wählte. Es wäre auf jeden Fall der ganz andere Gott, der, den ich nicht fassen kann, der, der größer ist als alle meine Vorstellungen und Bilder von ihm, der, der mich herausfordert und überrascht. Amen.